

Kultur und demografischer Wandel

Dr. Dorothea Kolland

Meine erste Auseinandersetzung mit „demografischem Wandel“ fand vor über 10 Jahren statt, als meine große Schwester 60 wurde und ich ihr zum Geburtstag eine Fake-Studie des Deutschen Instituts für Altersforschung präsentierte, in der gewisse hochgefährliche Sportarten für Senioren empfohlen wurden, um die Alterspyramide wieder in einen erträglichen Zustand zu versetzen.

Diese etwas rabiante Empfehlung hat sich nicht durchgesetzt, die Wahrnehmung des demoskopischen Wandels aber hat sich insbesondere durch die Renten- und Gesundheitssystem-Diskussion erheblich verändert.

In der Kultur ist sie noch nicht so ganz angekommen, bis auf die Tatsache, dass sich Akademien und Fachverbände auch über Kulturarbeit mit älteren Menschen Gedanken machen. Doch die Zeit scheint nahe zu kommen, dass die Kultur in von ihr nicht verursachten und nicht zu verändernden unangenehmen gesellschaftlichen Situationen Gleitcremefunktion erfüllen soll. Kulturpolitik und –management sind immer bereit, Relevanz von Kultur in allen nur möglichen, manchmal auch bedenklichen Kontexten nachzuweisen, denn nur dann ist die Finanzierung gesichert. Ohne diese Umweg-Rentabilität, ohne das „um zu“ in den Vordergrund zu stellen, sind unsere finanziellen Ressourcen rasch endlich. Schnell müssen eine neue Terminologie implantiert, neue Textbausteine entwickelt werden. Das Updaten aus Modegründen ist nur lästig.

Wenn es jedoch darum geht, unsere Konzepte zu überprüfen, ob sie der gesellschaftlichen Realität, den Herausforderungen des demografischen Wandels gewachsen sind oder ob sie zu verändern sind, ist ernsthaftes Nachdenken gefragt. Der einlullende Zauberspruch: „ein Löffelchen für die aktive Oma, ein Löffelchen für die einsame kleine Susanne, ein Löffelchen für den kulturlosen Speckgürtel, ein Löffelchen für den mutlosen eine Lehrstelle suchenden Omar, ein Löffelchen für die leerstehenden Plattenbauten im Osten“, die Veränderungen weniger schmerzhaft geschehen lässt, hilft nicht weiter. Demographischer Wandel ist ein komplexer Prozess, der komplex bearbeitet werden muß. Er wird langfristig alles verändern, an dem wir uns heute orientieren.

1. Was bedeutet „Demografischer Wandel“?

Demografischer Wandel ist ein Prozess, dem jede Gesellschaft unterworfen ist und den sie – zumindest in modernen Zeiten – zu steuern versucht. Auslöser waren die Völkerwanderung, die Pest, der 30-jährige Krieg, medizinischer Fortschritt, Naturkatastrophen, Peuplierungspolitik, Religion, Arbeitsplätze, Kriege, Entdeckung neuer Bodenschätze, um bloß wenige Beispiele zu nennen. Demographischer Wandel bedeutet für Deutschland heute Veränderungen der Faktoren Bevölkerungszusammensetzung in ethnischer Hinsicht durch Migration, Veränderung der Besiedlungsdichte in regionaler Hinsicht in Richtung Schrumpfung, und Veränderung der Altersstruktur durch Geburtenrückgang und Verlängerung der Lebensdauer in Richtung Erhöhung des Altersdurchschnitts. Wenn wir uns also mit den Herausforderungen des demografischen Wandels an die bundesdeutsche Kulturpolitik und Kulturarbeit befassen, so können wir uns nicht auf die Veränderung der Altersstruktur kaprizieren und Themen der Regionalentwicklung und der Migration vernachlässigen. Die Tatsache der Schrumpfung der Städte insbesondere in den östlichen Bundesländern ist inzwischen überall bekannt. Ganz banale, aber

folgeschwere Konsequenzen ergeben sich für Kultur aus den regionalen Bevölkerungsverschiebungen: Braucht eine Stadt, die 1/3 weniger Einwohner hat, nicht auch 1/3 weniger Kultur? Reicht ein reisendes Symphonieorchester für ein weitgehend leeres Flächenland mit großen Entfernungen? Entscheidungen, die nicht nur auf einem Zahlenhintergrund zu fällen sind, sondern die Frage nach Identität und/oder Versorgung aufwerfen. (siehe Potsdam und sein Theaterneubau). Wollen wir diese Frage so beantworten, dass nicht nur betriebswirtschaftliche Kriterien eine Rolle spielen, so muss sich Kultur einem dem demographischen Wandel entsprechenden konzeptionellen Strukturwandel unterziehen.

Ein anderer Auslöser demografischen Wandels ist die Migration, die Deutschland seit vielen Jahren verändert hat und vor zwei Jahren den Status eines Einwanderungslands gebracht hat.

Immigration nach Deutschland ist notwendig. Das wissen alle, die Einblicke in Wirtschaft und Rentenkassen haben. Ohne Zuwanderung würde die deutsche Bevölkerung in jeder Generation um mehr als 30% sinken. Heute sind ca. 20% der in Deutschland lebenden Menschen nicht-deutscher Muttersprache. Diesen demografischen Wandel haben wir in unserer Kulturpolitik und Kulturarbeit noch gar nicht verkräftet. Unsere Etats sind so gut wie vollständig gebunden in den kommunalen oder staatlichen Kultureinrichtungen, in die Migranten nur ausnahmsweise gehen. Die Schwellenangst ist riesengroß, die Erwartungshaltung gering – was geht das, was da drin vor sich geht, einen Migranten aus Irak, Ghana oder Vietnam an? Was weiß er überhaupt davon? Die Herren und Damen der Kulturtempel kümmern sich kaum darum, ihr Angebot auch für diese - meist wenig zahlungskräftigen – Menschen attraktiv zu machen. Damit ist das emphatisch vorgetragene, unhinterfragte Ideal der „Kultur für alle“ tangiert, die auf einem ebenso emphatisch gepriesenen Gleichheitsgrundsatz beruht und die allen Demokraten seit der französischen Revolution mit Recht so wichtig ist. Was können und müssen wir der real existierenden Ungleichheit entgegensetzen, wenn wir sie nicht resignierend akzeptieren wollen? Ist damit Ungleichheit im Sinne von Ungleichwertigkeit gemeint? Dies erscheint nicht akzeptabel, es sei denn, mit Ungleichheit ist Verschiedenartigkeit im Sinne von Diversity gemeint.

Demographischer Wandel, der von Bevölkerungsveränderung im Sinne von Immigration und Internationalisierung ausgelöst ist, der akzeptiert ist und sogar als notwendig erachtet wird, muss eine Veränderung der Kulturpolitik im Sinne von Vielfalt und Pluralität zur Folge haben. Kulturpolitik muss nicht helfen, dass der Wandel passt, sondern sie muss auf Veränderung reagieren.

Der dritte Faktor des demografischen Wandels ist die Veränderung der Altersstruktur, die in ihrer Verkoppelung von geringerer Geburtenrate und längerer Lebensdauer sowohl zu einer Abnahme der Bevölkerung wie zu einer strukturellen Verschiebung der Verteilung der Altersgruppen führt. Seit der Renten- und Gesundheitsreformdebatte bewegt die Erkenntnis der Bevölkerungsentwicklung zunehmend die Gesellschaft. Deshalb werde ich mich im Folgenden auch auf diese Frage konzentrieren. Dabei sei aber versucht, die anderen Faktoren demographischen Wandels nicht aus den Augen zu lassen.

2. Methusalem-Komplott vs. Zwergenaufstand

Im Regelfall wird mit „demographischem Wandel“ das Schreckgespenst der Überalterung an die Wand gemalt, und es wird mit der Befürchtung gleichgesetzt, entweder die Alten oder die Jungen würden demnächst auf Kosten der jeweils anderen zu kurz kommen. Euphemistisch nennt man das, was man als Katastrophe

auf sich zukommen sieht, „demographischen Wandel“, auch dann, wenn es nicht um eine wissenschaftliche Beobachtung der Bevölkerungswissenschaftler geht, sondern um eine der immer wiederkehrenden Modewellen. Inzwischen gibt es ein recht umfangreiches Demographie-Kartell, das Feuilleton zieht nach.

Dem „Methusalem-Komplott“, zu dem Frank Schirrmacher in der „FAZ“ diejenigen aufrief, die (noch) fähig sind, dem Jugendwahn ein Ende zu setzen, der Initiative der „Grauen Panther“ – deren unruhiger Geist durchaus nicht zum Schweigen gekommen ist, s. der Einzug von „Grauen“ in drei Berliner Bezirksparlamente - folgt der „Zwergen-Aufstand“, mit dem junge einflussfähige Menschen versuchen, ihre Rechte gesetzlich abzusichern. Auf der Ebene der Interessengruppen wird mit harten Bandagen gekämpft, im politischen Feld ist es mittlerweile zur Initiative von 36 – meist jungen – Bundestagsabgeordneten gekommen, die eine Verfassungsänderung im Sinne von „Generationengerechtigkeit“ durchsetzen wollen, verknüpft mit der Nachhaltigkeitsverpflichtung. Damit steht das Thema endgültig auf der politischen Agenda,.

In den verschiedenen Fachwelten ist das Thema der Generationenmacht längst gegenwärtig, in der Zukunftsforschung ebenso wie Jugend- und Familienforschung wie in der Gerontologie. In den Kinder- und Jugendberichten der Bundesregierung ist es ebenso präsent wie in den Bundesaltenberichten; Stadtplaner, Architekten, Ökonomen und die Wirtschaft kümmern sich. Bemerkenswert ist das große Interesse der Freizeitforscher, die ihrerseits eng mit der Tourismusindustrie und dem Weiterbildungsgewerbe verquickt sind, an der Entwicklung von generationengerechten Angeboten – natürlich insbesondere für die Zielgruppe der zahlungskräftigen Senioren.

Noch wenig hat die Kulturwissenschaft und Kulturforschung darüber nachgedacht, welche Bedeutung Kunst und Kultur für ältere Menschen hat – und noch viel weniger, welche Bedeutung ältere Menschen für Kunst und Kultur haben. Weil es einen so hohen Seltenheitswert hat, sei hiermit besonders auf das Buch von Margrit Kinsler hin, „Alter – Macht – Kultur - Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft“.¹ Hingewiesen.

Ganz anders sieht es auf der Seite der Kinder und Jugendlichen aus. Dass kulturelle Bildung, ästhetische Erziehung für jedes Kind entscheidender Faktor der Persönlichkeitsentwicklung ist und deshalb ein Grundrecht sein muss (von dessen Realisierung wir allerdings noch weit entfernt sind), hat durch das Jugendhilfegesetz schon fast Verfassungscharakter. Dass wir es noch nicht geschafft haben, kultureller Bildung Pisa-Rang zu verschaffen, ist eine andere, sehr bestürzende Geschichte.

Das Nachdenken über wie das Praktizieren von generationsspezifischer Kultur geschieht schubkastenweise, die jeweils separat durchsucht werden: Die Kinder-, die Jugend-, die Seniorenkultur, und dann gibt es noch etwas besonderes, die „intergenerative Kultur“. Die Forschungsinstitute haben Recht², die Bertelsmannstiftung hat auch Recht – die Aufgabe, im Kontext von demografischem Wandel neu nachzudenken und neu zu strukturieren, ist noch nicht so recht bei uns in der Kultur angekommen. Aber was ist unsere Aufgabe? Sollen wir für das Recht von Kindern, von Jugendlichen, von Senioren auf Kultur kämpfen? Eines möglicherweise auf Kosten des anderen? Wenn die Forderung der Generationengerechtigkeit ernst

¹ Hamburg 2003

² Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: 5. Altenbericht "Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft", Berlin/Bonn 2005, Bundesministerium für Bildung und Forschung / Forschung für Nachhaltigkeit: Sozio-demografischer Wandel. Berlin/Bonn 2004

gemeint ist, so ist es doch dies, was wir anstreben sollten: Kulturarbeit, die allen gerecht wird und in der alle vorkommen.

Sowohl in der kultursoziologischen Argumentation (Änderung der Perspektiven, Endlichkeitsbewusstsein des Lebens, Veränderung der Selbstwahrnehmung, Identitätstransformationen), als auch in der morphologischen Argumentation (Revision und Neusortierung des gesamten Lebens, der Gewohnheiten und Alltagsabläufe, Aufbrechen von Vertrautem, Gelebtem, Finden neuer, anderer Haltungen und anderer Schwerpunkte für Alltagsvollzüge) stellen sich kulturelle Qualitäten dar, die deutliche Hinweise auf die Möglichkeit einer kollektiven, spezifischen Alterskultur geben.

Erforscht ist hier noch wenig. Die Beiträge und Leistungen von Kindern für Kultur und Wissenschaft sind in den letzten Jahren intensiver beobachtet worden. Die Arbeiten von Donata Eschenbroich vom Deutschen Jugendinstitut³ oder die Arbeiten des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte zusammen mit dem Neuköllner Comenius-Garten⁴ haben spannende Erkenntnisse erbracht. Insgesamt aber ist dieser generationelle Ansatz hinsichtlich Kunst und Kultur nicht gut erforscht.

Eine Konfrontation mit völlig anderen Werten und Einstellungen gerade dem Alter gegenüber könnte die Verzahnung eines anderen Aspektes des demografischen Wandels mit sich bringen, den der Veränderung der Bevölkerung durch Migration. Sowohl nah- wie insbesondere fernöstliche Kulturen, vor allem diejenigen, die konfuzianisch geprägt sind, sind geprägt von tiefem Respekt vor dem Alter bzw. vor älteren Generationen und von der Selbstverständlichkeit der Fortsetzung der Traditionen, allerdings auch von einem hierarchischen Gesellschaftsmodell. Diese Generationenkonzeption beinhaltet jedoch auch heftige Barrieren gegen Unabhängigkeit, Individualismus, Freiheit und Innovation, die gerade für junge Menschen zu zerstörerischen Zwängen führen können. So weit die Langzeitbeobachtung interkultureller Prozesse schon aussagefähig ist, ist weltweit ein gegenläufiger Prozess zu beobachten: Der Verehrung des Alters um des Alters willen aus kultureller Tradition und Konvention heraus scheint weltweit ein absehbares Ende gesetzt zu sein. Ob damit der Respekt vor Alterswissen und Lebenserfahrung oder gar aus Liebe zu den Eltern auch ein Auslaufmodell ist, ist damit nicht gesagt. Ich zitiere Feridun Zaimoglu, den Rebellen mit Migrationshintergrund: „Der Vater geht zum Ordnungsamt, kommt wieder und muss sich hinlegen. Das versteht man erst mal nicht. Er sagt dann: Mein Stolz wird jedes Mal mit Füßen getreten. Das hat alles nichts mit Weinerlichkeit zu, aber nur deshalb habe ich heute auch Respekt und Liebe für meine Eltern. Ich habe Respekt. Ich schlage die Beine nie übereinander. Wenn mein Vater in den Raum kommt, stehe ich auf. Ich sieze meine Eltern, ich sieze meine Verwandten. Ich bin aber völlig konträr zu ihren Ansichten: Ich will nicht in die Türkei zurück. Ihre Lebensweisheiten gehen mir am Allerwertesten vorbei. Aber Liebe und Respekt. Weil man das ganz genau versteht...“⁵

3. Freiheits- und Solidarpotentiale

Wenn wir uns mit Kultur und demographischem Wandel befassen, so befassen wir uns selbstverständlich immer mit dem Verhältnis der Generationen zu Kultur und mit dem Verhältnis der Generationen zueinander. Zaimoglus sehr sensible Beschreibung

³ Donata Eschenbroich: Weltwissen der Siebenjährigen. Wie Kinder die Welt entdecken können. München 2001

⁴ Jürgen Renn/ Henning Vierck (Hrg.): Künstler, Wissenschaftler, Kinder und das Nichts. Ein Werkstattbericht. Berlin 2004

⁵ Zit. Nach: Weillbacher, Andrea: Respekt, in: Busse, Bettina (Hrg): Gute Töchter, gute Söhne. Von Missverständnissen des Zusammenlebens. Berlin 2004, S. 109

macht deutlich, dass bei aller Differenz ein unlösbares Verhältnis zwischen den Generationen besteht. Dass die Verbundenheit der Generationen trotz Verfall von Großfamilien und Zunahme der Ein-Personen-Haushalte ein zentrales Element des gesellschaftlichen Zusammenhalts und als Generationenvertrag unseres Sozialsystems festgeschrieben ist, muss auch für Kultur bedeuten, dass wir kein Generationen-Schubladendenken betreiben sollte, wenn wir der Kultur eine Rolle zuweisen wollen. Ist es nun logisch und selbstverständlich, wenn ich als Deus ex machina die Notwendigkeit der intergenerativen Arbeit vom Himmel herab rufe, in der die Stärken, die berühmten Potentiale aller Generationen zusammenkommen? Die Idee, die ja immer wieder durch Sonderprogramme und Modellversuche unterstützt und gefördert wurde, klingt ja auch sehr überzeugend: Sie implantiert Jahrtausende alte Generationensolidarität als innovatives Modell generationsverbindender Kulturarbeit. Ist es darum sinnvoll, nur noch über generationsübergreifende Kulturarbeit nachzudenken? Dies würde – zu Ende gedacht – den Wegfall der Zielgruppenarbeit bedeuten, die heute die Kulturlandschaft insbesondere im sozio-kulturellen Feld bestimmt. Es scheint jedoch, dass Zielgruppenarbeit im Generationenkontext ein höheres Potential an Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit birgt. Dies berichten mir seit vielen Jahren die Menschen, die in den Projekten unseres Arbeitsbereiches „Dritter Frühling“ involviert sind, in dem Künstler Workshops in den Bereichen Performative und Bildende Kunst, kreatives Schreiben und Theaterspielen anbieten. Sie passen sowohl in die Rubrik „Lebenslanges Lernen“ wie „Befreiung kreativen Potentials“. Sie genießen es, ohne Scheu, relativ konkurrenzfrei ihre Begabungen zu entdecken, bei anderen Teilnehmern auf ähnliche Lebenserfahrungen zu stoßen, in ähnlichem Tempo arbeiten zu können. Wir bieten immer wieder auch intergenerative Werkstätten an, in denen Jugendliche oder ältere Kinder zu den Alten stoßen, z.B. zu Graffiti-Workshops oder zum Fotografieren. Die „Alten“ freuen sich, mit Jungen zu tun zu haben, sie sind sehr bereit zu lernen, und die Jungen sind immer ganz erstaunt, dass es Alte gibt, die gut mit ihrer Jugendsprache klarkommen und viel im Kopf haben. Aber diese Workshops werden von beiden Seiten als anstrengend empfunden. Dies würde mich nicht hindern, sie stärker in den Mittelpunkt zu stellen, wenn ich nicht beobachten würde, dass das Freiheitspotential gegenüber der Notwendigkeit der gegenseitigen, fürsorglichen Rücksichtnahme zurücktreten müsste. „Wir leben doch eh in einer Gesellschaft von Egoisten, da kann dies nur gut sein“, mag man mir antworten. Dies kann ich aber bei den Senioren, die zu uns kommen, nicht feststellen – fast alles ältere Frauen, die ein hartes Leben der Berufstätigkeit und der Kinderaufzucht hinter sich haben, ganz selten Zeit nur für sich selbst hatten – zu uns kommen nicht die Wilmersdorfer Witwen. Sie genießen diese Freiheit, sie genießen, dass keine Kinder um sie wuseln, dass es ruhig ist, dass sie in ihrem Tempo konzentriert arbeiten können, dass sie ihre eigenen Spielregeln haben. Und manchmal durchbrechen sie diese Ruhezone gerne, aber eben nicht grundsätzlich. Ähnliche Berichte kenne ich aus dem „Theater der Erfahrungen“, das beide Arbeitsformen, Generationshetero- wie –homogenität, pflegt. Natürlich genießen es alte Menschen wie Kinder, wenn die Alten den Kleinen Geschichten erzählen und ihnen bei den Hausaufgaben helfen und wenn der Dank Zuneigung und Zärtlichkeit ist. Aber auch hier ist der Freiheitsgedanke zu beachten: Es darf keine „Verehrenamtlichung“ von älteren Menschen geben, d.h. dass sie nur dann achtbare Personen sind, wenn sie bürgerschaftliches Engagement nachweisen und sich für den Kampf um die Pisa-Ehre zur Verfügung stellen, und es darf auch keine fürsorgliche Belagerung von Kindern und jungen Familien geben, die heute manchmal von vornherein als Misshandlungs- und Vernachlässigungsfälle angesehen werden.

Trotz dieser Einschränkungen: Das Solidarpotential, das sich aus produktivem Zusammenleben der Generationen entwickelt, ist möglicherweise die stärkste Kraft gegen einen Krieg der Generationen, den sowohl das Methusalem-Komplott wie der Zwergenaufstand provozieren könnte. Die Bewusstwerdung des Gemeinsamen ist das entscheidende Mittel, das durch den demografischen Wandel hilft. Was ist dies "Gemeinsame"? Natur, Traditionen, Geschichte, kulturelles Erbe – um nur wenige Stichworte zu nennen. Dies mag fragwürdig erscheinen, wenn man an den Widerstand der eigenen Kinder denkt, bestimmte Weltkulturschätze kennenzulernen, und unseren Widerstand, Tokyo Hotel geil zu finden. Ich möchte hier ein Statement von Helga Boldt zitieren, das sie in der Enquetekommission „Kultur in Deutschland“ abgab:

„Versteht man Kultur als den Faktor, der das Zusammenleben der Mitglieder einer Gesellschaft in einem umfassenden Sinne prägt, kommt dem kulturellen Generationentransfer eine entscheidende Bedeutung für den inneren Zusammenhalt der Gesellschaft zu.

Die Separation von Generationenmilieus ist heute weniger denn je möglich. Daraus folgt aber auch, dass Orte, Strukturen und Anlässe für intergenerative Begegnung an Bedeutung gewinnen. Dies umso mehr, als technische und lebenspraktische Wissensbestände unsicher werden, ihren Wert verlieren, permanent zu veralten scheinen.

Kultur bezieht ihre Entwicklungsdynamik aus der Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Künstlerische Tätigkeit ist immer auch ein Zukunftsentwurf mit den spezifischen Mitteln der eigenen Generation im Bewusstsein der eigenen kulturhistorischen

Basis. Kulturelle Bildung besitzt sozusagen eine Werkstatt-Funktion für Gesellschaftsentwicklung in dieser Mehr-Generationen-Gesellschaft. Was in diesem Feld gelernt, geliebt, erfahren wird, macht auch stark für andere Gestaltungsaufgaben. Zugespitzt könnte man mit Blick auf diese Herausforderungen formulieren: Dass wir der Generation unserer Kinder "geordnete" ökonomische und ökologische Verhältnisse hinterlassen werden, darf bezweifelt werden. Umso wichtiger ist kulturelle Bildung als persönliches „Kapital“, das in der nachfolgenden Generation weiter wachsen kann.“⁶

4. Vielfalt, Offenheit, Pluralität: Die Antwort der Kultur auf den demographischen Wandel

Die Antwort der Kultur auf demografischen Wandel kann nicht die Bevorzugung oder Konzentration auf bestimmte Bevölkerungsgruppen sein, egal ob Altersgruppen, ethnische Gruppen oder regionale Konzentrationen. Wenn die Gestaltung der Teilhabe an Kultur eine akzeptierte Grundlage der Arbeit ist, so muss die Frage des „Wie“ beantwortet werden – und, was haben wir zur Teilhabe anzubieten? Einen bunten Eintopf der Kultur für alle? Das neoliberale Konzept der Kultur der Lebensstile? Die deutsche Leitkultur? Klassen- und schichtenspezifische Kultursegmente?

Im Kontext der Diskussion über Kulturpolitik der Zukunft ist für mich unter dem Gesichtspunkt der ethnischen Vielfalt, der Konsequenz von Migration und einer der Auslösefaktoren des demografischen Wandels in Deutschland wie Europa, die einzige zukunftsorientierte Antwort, die unserer Verfassung gerecht wird, die der „cultural diversity“ geworden, also die Politik der Vielfalt, die auch Unterschiede akzeptiert. Den meiner Überzeugung nach weiterführenden Weg wies die UNESCO in ihrer langjährigen Debatte, die sie 2001 in der „Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ zusammenfasste.

⁶ Boldt, Helga: Kulturelle Bildung (Statement). EK-Kultur, K-DRS. 15/015a

Wichtig ist in diesem Kontext ein Bedeutungsunterschied von Diversität und Multikulturalität: „Cultural Diversity“, das originale Wort der Konvention, bedeutet mehr als Vielfalt – und dieses „mehr“ ist außerordentlich wichtig: Es bedeutet Mannigfaltigkeit, Vielfalt, aber auch **Diversität** und **Verschiedenheit**. Leider gibt es keine diese Bedeutungsbreite umfassende Übersetzungsmöglichkeit, man muss also immer Vielfalt **plus** Differenz denken.. Oder mit den Worten der „Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ der UNESCO: „Kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf die Realität kultureller Vielfalt. Untrennbar vom demokratischen Rahmen führt kultureller Pluralismus zum kulturellen Austausch und zur Entfaltung kreativer Kapazitäten, die das öffentliche Leben nachhaltig beeinflussen“. Ich muss gestehen, es war für mich ein aufregender Moment, als ich begriff, dass das Verständnis von „cultural diversity“, das sich für mich zum Schlüssel einer zukunftsorientierten multiethnischen Kulturarbeit in einem Einwandererland entwickelt hat, vermutlich auch ein Schlüssel zum Öffnen einer Tür zur Funktion von Kultur im demografischen Wandel insgesamt sein kann. Wandel vollzieht sich langsam – darauf weisen auch alle Demographen hin; Wandel verzieht sich meist nicht so, wie er vorausgesagt wurde, Wandel ist kein Bruch. Bei Wandel wird viel mitgenommen, was bei einem Bruch verloren geht. Generationenbruch ist individuell immer wieder nötig – ich bedaure den Generationenbruch, den wir 68er einst vollzogen, keineswegs; der Generationenbruch, den wir gegenüber unseren Eltern vollzogen, war nötig, aber schmerzhaft – und im Rückblick gesehen fruchtbar. In gesellschaftlicher Dimension gesehen kann und muss es aber ein Wandel sein, der Erfahrung wie Innovation wertschätzt. In einer Vision von Kulturarbeit sollte es möglich sein, die unterschiedlichen Potenziale zum Tragen zu bringen, nicht gegen einander, sondern – sehr differenziert – miteinander. Deshalb liegt für mich der entscheidende Beitrag, den Kultur bei der Gestaltung des demografischen Wandels leisten kann, in der Vielfalt, die Kulturpolitik ermöglichen kann – und bitte nicht die Differenz vergessen. Damit aber dieses Konzept der Vielfalt nicht in Beliebigkeit und Interesselosigkeit an den anderen verfällt, müssen wir versuchen, präziser als heute das „Solidarpotential“ herausarbeiten: Was kann die jeweilige Generation an Potenzialen in die Kultur einbringen, wo sind win-win-Situationen herauszuarbeiten und deutlich zu machen. Und natürlich ist es von zentraler Bedeutung, die Sinnhaftigkeit einer Mehr-Generationen-Gesellschaft anders deutlich zu machen als durch Zukunftsvisionen, in denen die eine Altersgruppe die andere jeweils aussaugt.

5. Vielfalt und Differenz - Freiräume für Generationengerechtigkeit schaffen

Genau wie bei multiethnischer Kulturarbeit reicht eine solche Überschrift keineswegs, sie muss auf kulturpolitisches Handeln, auf Kulturarbeit heruntergebrochen werden. Einige Anregungen, die aus den Neuköllner Erfahrungen heraus gewachsen sind:

1. Kulturarbeit darf nicht auf eine Generation festgelegt werden, weder auf Kinder, auf Jugendliche, auf Erwachsene, auf Senioren, auf Greise. Die verwaltungsmäßige Separation halte ich für einen Grundfehler, der deutsche Behörden von oben bis unten spaltet. Ich erlebe in Berlin immer wieder den offenen Krieg – die Kulturverwaltung darf nicht über Kinder und Alte nachdenken, die Jugend- und Sozialverwaltung nicht über Kultur, geschweige denn Kunst. Die mit Stacheldraht und tiefem Verteidigungsgraben umgebenen Ressorts schaffen es immer noch, wunderbare Projekte zu Fall zu bringen.
2. Nachdenken über Teilhabeverbesserung sollte Aufgabe aller Kultureinrichtungen sein, und zwar nicht nur für Kinder – da geschieht es zunehmend -, sondern auch für andere Generationen. Kulturelle Bildung ist

keine Domäne nur für Kinder; der Wunsch nach „lebenslangem Lernen“ sollte auch im Kulturbereich untersetzt werden, und nicht nur mit lehrreichen VHS-Kursen.

3. Kulturelle Bildung muss in allen Kultureinrichtungen mit hoher Präferenz realisiert werden, nicht nur in der Schule. Frühzeitig ein Verhältnis zu Kultur, zu Kunst zu gewinnen ist eine Investition für das ganze Leben. Förderung kindlicher Kreativität, das Eintauchen in Kindertheater und Literatur, Singen und Bewegung muss jedem Kind zugänglich sein. Dann besteht die Hoffnung, dass es auch im späteren Leben als Repertoire von Leben, Erkenntnis und Sinnlichkeit zur Verfügung steht.
4. Die kulturelle Praxis sollte eine Vielfalt von Formen bereit halten, in denen intergenerative Projekte ebenso möglich sind wie generationsspezifische. Dies muss sich in Generationenfokussierten Einrichtungen ebenso widerspiegeln wie in Plattformen des Generationentreffens. Der Wunsch nach Rückzug der Generationen auf sich selbst ist zu respektieren, man sollte aber immer wieder versuchen, sie herauszulocken. Es gibt Fälle, wo die Trennung sinnvoll erscheint. Wir diskutieren in Neukölln z.B. über spezielle Öffnungszeiten der Bibliotheken für ältere Menschen, da in unseren Bibliotheken sehr, sehr viele Kinder sind (das ist gut so!), die Lärm machen. Ältere fühlen sich gestört, ich kann das verstehen.
5. Von manchen Traditionen könnte Abschied genommen werden, z.B. vom Veranstaltungsbeginn um 20:00 Uhr. Für viele Kinder ist dies in unserer Kultur zu spät (Italiener zeigen und die Nase), und ebenso für viele ältere Menschen, die sich in ihrem Sicherheitsbedürfnis nicht ernst genommen fühlen. Warum nicht – zumindest am Wochenende, wenn Familien gemeinsam etwas unternehmen können, nicht auch um 11:00 oder um 16:00?
6. Es wandelt sich nicht nur die Bevölkerung, die Vorschriften, z.B. die Förderrichtlinien wie Förderpolitik insgesamt sollten dem folgen. Auf Wandel kann man nur reagieren, wenn man Wandel realisiert. Dies bedeutet: Keine Förderung sollte auf ewig gelten, in die Evaluierung müssen Kriterien der Teilhabe sowohl hinsichtlich ethischer wie generationeller Fragen einbezogen sein. In jedem Fördertopf sollte es eine Experimentierklausel geben.
7. Wir haben ein sehr striktes Denken, was kindgemäß und was seniorengemäß ist. Die älteren Menschen durchbrechen dieses Denken, zumindest dann, wenn sie Kulturerfahrung haben. Was aber an Repertoire bei vielen sogenannten „Seniorenveranstaltungen“ zu erleben ist, ist unbeschreiblich. John Lennon, geboren 1942, würde nächstes Jahr in Rente gehen. Damit bekäme er regelmäßig Einladungen für Polizeiblasorchester, Tanzmusikmelange und nette Volksmusik. Für Kinder dagegen ist eine Beethoven-Symphonie oder Avantgarde-Tanz „viel zu kompliziert“, wie Erzieher und Eltern meist meinen. Dass es auch ganz anders gehen kann, machen Musiker wie Simon Rattle deutlich.
8. Die Erkenntnis, mit dem gleichen Objekt auf unterschiedliche Art etwas anfangen zu können, könnte das so notwendige Gespräch zwischen den Generationen und den Respekt voreinander befördern. Ich führte kürzlich eine Diskussion mit meinem 17-jährigen Sohn, der mir dringend abriet, den Film „Der Teufel trägt Prada“ anzusehen; der sei nichts für mich – nicht weil er schlecht oder ich dumm sei, ich würde ihn aufgrund meines Alters einfach nicht verstehen. Ich ging doch hin, und der Film löste eine lange Diskussion aus. Wir stellten beim gegenseitigen Erzählen fest, dass wir im gleichen Film mit ganz unterschiedlicher Perspektive ganz unterschiedliche Sachen gesehen hatten.

Dies Phänomen kennen wir alle bei der Lektüre von Büchern – was man mit 20 in einem Buch als belanglos überlesen hat, fasziniert einen möglicherweise mit 60, und umgekehrt. Durch so ein Erlebnis eine gemeinsame Basis zu haben, zu erkennen, dass unterschiedliche Generationen unterschiedlichen Zugang zum Erkenntnisgewinn und Genuss eines Kunstwerks haben und somit einen unterschiedlichen Beitrag zu Kunst und Kultur leisten können – diese Erkenntnis sollte als Qualitätsgewinn in die Überlegungen zum demographischen Wandel eingehen.

Wenn wir zur Gestaltung des demographischen Wandels etwas Relevantes beitragen können, dann die Erkenntnis von Diversität und deren Entfaltung, den Respekt voreinander und das Wissen um eine Generationensolidarität. Wir brauchen nicht in Hetze oder Verzweiflung über Unaufhaltsamkeit verfallen, aber wir müssen uns kümmern.⁷

⁷ Diesem Text liegt ein Referat der Autorin in der Evangelischen Akademie Loccum, November 2006, zugrunde.